

Christenthum und griechische Philosophie.

Vortrag,

gehalten auf dem V. internationalen Congress katholischer Gelehrten in München,
am 26. September 1900.

Von Dr. Freiherr v. Hertling in München.

Von Christenthum und Griechenthum ist in älterer und neuerer Zeit viel die Rede gewesen, niemals aber ist der Gegenstand mit solchem Eifer und in solchem Umfange, unter Aufwendung eindringenden Scharfsinns und ausgebreiteter Gelehrsamkeit, behandelt worden, wie im letzten Decennium. Gestützt auf neue litterarische Funde, vertraut mit den entlegensten Ueberresten des klassischen Alterthums, hat man versucht, die Entwicklung klar zu legen, die von der „Bergpredigt zum nicänischen Glaubensbekenntnisse“ geführt hat, von den schlichten, zum Herzen sprechenden Parabeln des Zimmermannssohnes von Nazareth zur ausgebildeten Morallehre eines Ambrosius und der speculativen Dogmatik Augustin's, von den formlosen, aber geistdurchglühten Zusammenkünften der ersten Gemeinde in Jerusalem zu dem vielgestaltigem Cultus und der abgestuften Hierarchie der römischen Kirche. Hinter den übermächtigen Einflüssen, die sie griechischer Dialektik und Philosophie und nicht zuletzt dem griechischen Mysterienwesen zuschrieben, schien den Forschern mehr und mehr der specifische Inhalt des Christlichen zu verschwinden, oder sie erkannten ihn nur noch in der veränderten Färbung, welche griechische Denkweise unter dem Einflusse orientalischen Empfindens gewonnen habe.

Irre ich nicht, so hat diese Bewegung ihren Höhepunkt schon wieder überschritten. Man beginnt einzusehen, dass man das Ziel überflogen hat, und nüchterne Kritik weist die Kunstfehler auf, durch welche die blendendsten Synthesen zu haltlosen Behauptungen werden.

Aber das Problem bleibt. Auf den Bergen Judäa's, am Gestade des galiläischen Meeres, ist zuerst die neue Lehre verkündet worden. Männer aus dem Volke, jüdische Fischer und Handwerker

haben sie hinausgetragen in die von griechischer Bildung erfüllte und gesättigte Welt. In allen Ländern, die das Becken des Mittelmeeres umgeben, an den Centralstätten antiker Cultur, bilden sich christliche Gemeinden. Zu ihnen gehören nicht bloß die Armen und Enterbten, die sich über die schwere Last, welche sie im Erdenleben zu tragen haben, mit der süßen und starken Hoffnung auf den Frieden im himmlischen Jenseits zu trösten suchen, — in allen Ständen bis zu den Bewohnern der Kaiserpaläste zählen sie ihre Mitglieder. So konnte es nicht ausbleiben, dass die neue Lehre mit den alten Bildungselementen in vielfältige Berührung kam, welche Unterricht und Erziehung der höheren Klassen in breitem Strome einherführten, welche aus den Werken der Kunst redeten, von denen das öffentliche Leben sich überall durchsetzt zeigte. Schon die ersten Vertheidiger des Christenthums bedienen sich der Waffen, die sie der griechischen Philosophie entlehnen. Neben der grossen christlichen Gemeinschaft, der Kirche, entstehen zahlreiche Secten, in denen uns deutlich das Gemenge christlicher Vorstellungen mit solchen entgegentritt, welche griechischer Metaphysik entstammen, aber auch die Urkunden der Kirche wie die Lehrschriften ihrer anerkannten Vertreter weisen die Spuren griechischen Einflusses auf. Was lässt sich über das Verhältniss der beiden Factoren an der Hand besonnener kritischer Forschung ausmachen?

Ich scheidet für die nachfolgenden Bemerkungen von vornherein die Berücksichtigung des griechischen Mysterienwesens aus. Dass in der alten kirchlichen Liturgie hie und da ein Ausdruck, ein Symbol an die heidnischen Mysterien erinnert, ist gewiss, dass aber Sinn und Bedeutung der beiden durch eine unübersteigbare Kluft getrennt sind, ist so offensichtlich, dass man sich nur wundern kann, wenn Misverständnisse und voreilige Combinationen hier ein anderes Bild glauben erblicken zu sollen. Nur von dem Verhältnisse zwischen Christenthum und griechischer Philosophie wird die Rede sein, und selbstverständlich kann es sich in dem engen Rahmen eines Vortrags nicht um eine erschöpfende Behandlung des Thema's, sondern nur um die Aufstellung der für eine solche Behandlung maassgebenden Gesichtspunkte handeln.

Das Problem ist ein historisches, seine Lösung hat daher mit den Mitteln der Geschichtswissenschaft zu geschehen und innerhalb der Schranken, welche dieser gezogen sind. Nur ein Mangel an Ueberlegung kann dies verkennen und für die Geschichte die An-

wendung der naturwissenschaftlichen Methode fordern, um ihren Forschungen die Erfolge dieser letzteren zu sichern. Dazu fehlen so gut wie alle Voraussetzungen. Jedes geschichtliche Ereigniss ist eine einzigartige Begebenheit, wir können es daher auch nicht durch Zurückführung auf ein allgemeines, eine Vielheit gleichartiger Begebenheiten umfassendes Gesetz verständlich machen. Wir können ferner das, was als ein einmal Geschehenes in der Vergangenheit hinter uns liegt, nicht experimentell in die Wirklichkeit zurückrufen und der Beobachtung unterstellen. Die Factoren, von denen es in seinem Ursprunge und seinem Verlaufe abhängig war, lassen sich kaum je in annähernder Vollständigkeit aufzählen, ganz unmöglich aber ist es, die einzelnen willkürlich zu verändern, um dadurch das Maas ihres Einflusses exact zu bestimmen. Was wir erreichen können, ist eine möglichst zutreffende Beschreibung, für die Erklärung bleiben wir in der Regel auf mehr oder minder glaubhafte, durch Analogien aus wirklicher Erfahrung gestützte Vermuthungen angewiesen.

Noch ein anderes, schwerwiegendes kommt dazu. Wo wir bemüht sind, geschichtliche Vorgänge in ihrem Ablaufe und ihrer Zusammengehörigkeit zu erfassen, macht sich ganz von selbst der Standpunkt geltend, von dem aus wir unsere Betrachtung anstellen, legen wir Maasstäbe an, die wir nicht den Thatsachen entnommen, sondern anderswoher an die Thatsachen herangebracht haben. Auch in der Natur, wenn wir einer Entwicklung zuschauen mit Wachsthum und Reife, Blüthe und Verfall, begrüßen wir freudig die steigende und beklagen wir die hinschwindende Vollkommenheit. Aber für den Forscher gibt es eine solche gemüthliche Antheilnahme nicht; das Aufblühen des Lebens ist ein wissenschaftliches Problem, ganz ebenso wie Tod und Zerstörung. Subjective Werthschätzung hat hier nichts zu thun. Und, was die Hauptsache ist: Ausgang und Zielpunkt und jede Phase des in gesetzlicher Regelmässigkeit verlaufenden Processes sind durch feste Merkmale kenntlich gemacht, und wir sehen gleichsam, wie eine die andere aus sich hervortreibt. Fassen wir dagegen geschichtliche Vorgänge unter dem Gesichtspunkte der Entwicklung auf, so ist es lediglich unsere rückschauende Betrachtung, welche das Ziel bestimmt, das jene Entwicklung anstrebt; nach unserer subjectiven Werthschätzung bemessen wir Höhepunkt und Niedergang, sprechen wir von Fortschritt und Continuität oder von Verirrung und Abfall.

Nirgendwo wird dies deutlicher, als bei dem hier zur Erörterung vorgesetzten Thema. Wer das Verhältniss von Christenthum und griechischer Philosophie untersuchen will, denkt dabei an eine bestimmte Periode in der Geschichte des ersteren, eine besondere Phase seiner Erscheinung, an einen Process und eine Entwicklung. Aber das Bild dieser Entwicklung wird sich ganz verschieden gestalten, ihre Richtung wird anders bestimmt werden, sie wird sich uns als eine aufsteigende oder absteigende darstellen, je nach dem Begriffe, den wir vom Christenthum mitbringen. Was müssen wir als seine eigenste ursprüngliche Gestalt ansehen? Was war es, das jener geschichtliche Process vorfand, was er in irgend einem Sinne veränderte, wenn es wirklich ein Process der Entwicklung war? Denn es gibt freilich sehr verschiedenartige Veränderungen. Es kann ein Zustand, der da war, durch einen anderen verdrängt werden, der nur zeitlich auf ihn folgt, aber mit dem früheren durch kein innerliches Band verknüpft ist. Es kann die Veränderung aber auch darin bestehen, dass unter dem Einflusse wirksamer Factoren zur Ausgestaltung gelangt, was der ursprüngliche Zustand der Anlage nach in sich schloss. Das ist die Entwicklung des organischen Lebens, mag sie nun in die Höhe oder in die Tiefe führen. Gehört der geschichtliche Process, in welchem das Christenthum den Einfluss der griechischen Philosophie erlitt, der einen oder der anderen Klasse von Veränderungen an? Bedeutet er eine Entwicklung, wie das organische Leben sie aufweist? War es ein Fortschritt oder ein Niedergang?

Es gibt Darstellungen, in denen das Christenthum in seiner ursprünglichen Gestalt als ein Kleinod von höchstem Werthe gilt, aber zugleich als ein dem begrifflichen Denken völlig Entrücktes. Es ist das beseligende Bewusstsein des Heils, die lebendige Empfindung der Einheit mit Gott und erfüllt die Gemüther der Auserlesenen mit seinem Lichte und seiner Wärme. Aber das Licht erlischt und die Wärme erstirbt, wenn der Verstand in jenes Geheimniss des Herzens eindringen und das Unbegreifliche in logische Kategorien einspannen will. Eine solche Auffassung erkennt dann womöglich schon in der Predigt der Apostel den trübenden Zusatz jüdischen Elements, sicher aber ist ihr griechische Philosophie ein dem Christenthum ganz und gar fremdartiges. Im besten Falle erscheint sie als die harte Rinde, die sich um jenen geheimnissvollen Kern herumgelegt und ihn dadurch den späteren Jahrhunderten aufbewahrt hat. Aber von einer

Erfüllung mit dem Geiste des Christenthums kann keine Rede sein. Man muss die todte Rinde durchbrechen, um zu jenem Geiste vorzudringen.

Die Denkweise verschärft sich, wenn ein skeptisches Vorurtheil gegenüber aller Philosophie und der griechischen insbesondere dazutritt. Wer der Meinung huldigt, dass sichere Erkenntniss nur von erfahrungsmässigen Thatsachen zu gewinnen sei, und nur soweit reiche, als die Sinne und die unmittelbare Beobachtung, die wir an unserem eigenen inneren Leben machen, für den ist jede Metaphysik, die aus abstracten Begriffen Folgerungen zieht, ein leeres Hirngespinnst. Und völlig werthlos, ja doppelt verwerflich erscheinen auf solchem Standpunkte die frühe auftretenden Bestrebungen, einen christlichen Lehr-Inhalt mit Hilfe griechischer Dialektik und Metaphysik systematisch auseinander zu legen.

Aber dieser Standpunkt ist in Wahrheit doch nur der einer Schule, die unter dem nachwirkenden Einflusse der Kantischen Philosophie die Tragweite der menschlichen Vernunft durch ein Machtwort einschränkt und unser armes Ich mit seinem unausrottbaren Verlangen nach höherer Erkenntniss statt dessen auf ein mystisches Innewerden, ein gesteigertes Empfinden verweist.

Ausserhalb der Kirche und ihres ununterbrochen strömenden Lebens stehend, suchen sie mit unermüdlichem Fleisse Urkunden und Denkmäler zusammen, um den verschiedenen Erscheinungsformen dieses Lebens in der Vergangenheit die Diagnose zu stellen. Mit Spürsinn und Combinationsgabe ausgerüstet, wissen sie auf halbverwischte Zeichen einen hellen Schein zu werfen, der die Entzifferung ermöglichen soll. Ihre reiche Gelehrsamkeit rückt das Geringfügige, lange Uebersehene in einen ganz neuen Zusammenhang und gibt ihm so einen ungeahnten Sinn, eine weittragende Bedeutung. Aber Scharfsinn und Gelehrsamkeit vermögen den Kundigen nicht über die Haltlosigkeit der Combinationen zu täuschen, über die willkürliche Behandlung des Quellenmaterials, die einseitige Hervorhebung dessen, was die zuvor schon feststehende Meinung zu stützen geeignet erscheint, und das ebenso einseitige Uebersehen alles dessen, was der entgegengesetzten Auffassung das Wort redet.

Nach katholischer Lehre sind die hhl. Schriften Zeugnisse der Offenbarung, welche in ihrem ganzen Umfange von Christus den Aposteln verkündet und von diesen ihren Nachfolgern übergeben wurde. Unter göttlichem Beistande hütet das lebendige Lehramt der

Kirche den ihm anvertrauten Glaubensschatz. Eine inhaltliche Bereicherung konnte die durch Christus vollendete Offenbarung nicht mehr erfahren, wohl aber konnte und musste das, was sie an Inhalt einschloss, immer allseitiger und vollständiger herausgearbeitet werden. So steht uns die Gegenwart mit der Vergangenheit in einem continuirlichen Zusammenhange. Die Entwicklung der kirchlichen Lehre und des kirchlichen Lebens ist für uns in der That eine organische. Nach der ursprünglichen Gestalt des Christenthums fragen, heisst für uns nicht, ein nahezu oder gänzlich Verschwundenes mit den Mitteln der Wissenschaft reconstruiren, sondern nach den Keimen fragen, aus denen in verständlicher Nothwendigkeit, entsprechend den Bedürfnissen der wechselnden Zeiten, unser heutiges Kirchenthum, unsere heutige Dogmatik hervorgewachsen ist. Anders für die, welche diesen Standpunkt nicht theilen. An Stelle einer continuirlichen, von einer inneren Lebensmacht getragenen Entwicklung, sehen sie nur ein Geschiebe disparater Kräfte, ein Zusammentreffen der mannigfachen Bestandtheile, welche die Flut der Jahrhunderte von allen Höhen der Menschheit zusammengeschwemmt hat. Und als die ursprüngliche Gestalt des Christenthums gilt ihnen, was sich etwa noch als die unterste Grundlage dieses Agglomerats, als die tiefste unter den über einander gelagerten Schichten bestimmen lässt.

Welches aber sind die Mittel, sie zu bestimmen und festzustellen? Geschichtliche Forschung muss sich an geschichtliche Zeugnisse halten. Für die Anfänge des Christenthums gibt es keine vornehmere Quelle, als die Evangelien und die Briefe der Apostel. Wie hoch man auch den Werth einzelner litterarischer Funde der Neuzeit einschätzen mag, keiner kann mit ihnen in Vergleich gebracht, geschweige denn ihnen vorgezogen werden. Jeder Versuch, von irgend einem Ansatz aus gleichsam noch hinter die hhl. Schriften zu kommen, um so das ganz reine, auch durch die nationale oder persönliche Befangenheit der Apostel nicht getrübt Christenthum zu ergreifen, muss rettungslos dem Fluche grundloser Subjectivität verfallen. Und wenn erwiesen wäre, dass das Johannesevangelium von den übrigen Theilen des N. T. getrennt werden muss, so bliebe es doch wissenschaftlich ohne Berechtigung, dasselbe als Geschichtsquelle zu ignoriren und der Aeusserung dieses oder jenes Gnostikers, welche die Philosophumena uns überliefert haben, grössere Beachtung zu schenken, als dem Prolog und der Sammlung von Reden, welche die Ueberlieferung dem Lieblingsjünger des Herrn zuschreibt.

Hält man sich aber an die Zeugnisse des N. T., nicht an eine willkürlich gebildete Vorstellung, so erweist sich sofort, dass das Christenthum von Anfang an mehr war und mehr sein wollte, als wozu die früher bezeichnete Schule es zu machen bemüht ist. Auch die Bergpredigt bildete keineswegs seinen ganzen Inhalt. Neben den Unterweisungen, welche sich auf die Lebensführung beziehen, stehen andere, die sich an das Verständniss richten, Lehraussprüche über Gott und sein Verhältniss zur Welt, über Unsterblichkeit und Jenseits, über Sünde und Versöhnung, und über die Person des Erlösers finden sich in den Briefen des Völkerapostels auch schon die ersten Ansätze dialektischer Begründung und Beweisführung.

Damit aber sind sofort Grundlage und Ziel weiterer lehrhafter Entfaltung gegeben. Denn ein theologisches System war es nicht, was die Glaubensboten verkündeten. Die Botschaft des Heils umschloss eine Anzahl ausserordentlicher Thatsachen und einzelne damit in Verbindung stehende theoretische Vorstellungen. Gewiss lag der Nachdruck auf der praktischen Seite, auf der Erneuerung des Lebens, auf der Versöhnung mit Gott, auf Erlösung und Wiedergeburt. Aber ein natürliches Streben des Geistes musste doch dahin gehen, das Vereinzelte mit einander in Verbindung zu bringen, jene Vorstellungen in ihre Consequenzen zu entwickeln und mit anderen Vorstellungen zu vergleichen, zu denen vor der Offenbarung und neben der Offenbarung das vernünftige Denken geführt hatte. Ein dreifaches Bedürfniss, das der Vertheidigung gegen die Angriffe der Heiden, das der lehrhaften Unterweisung, welches nicht als etwas Fremdes zu der mystischen Gottinnigkeit hinzutrat, sondern durch die in der Offenbarung enthaltenen lehrhaften Elemente unmittelbar bedingt war, endlich das eines eindringenderen, volleren Verständnisses, forderte dazu auf, den Inhalt der Offenbarung speculativ zu verarbeiten und systematisch auszugestalten.

Das Hilfsmittel hierzu, welches nicht ein glücklicher Zufall oder der Einfall eines Einzelnen dazu erkor, sondern die Natur der Dinge ganz von selbst an die Hand gab, war die griechische Philosophie.

Die Offenbarung hatte keine neue Sprache geschaffen. Sie hatte sich der vorhandenen bedient, um durch dieselbe neue Wahrheiten zu verkünden und neue Regeln der Lebensführung vorzuschreiben. Sie gab dabei einzelnen Worten einen neuen, tieferen und volleren Sinn. Für die nachfolgende lehrhafte Auseinandersetzung ihres Inhaltes konnte es keinen anderen Weg geben. Man verwerthete die

im Umlaufe befindlichen Begriffe und Begriffsverknüpfungen, die schon feststehende Terminologie. Wie hätte man anders verfahren sollen? Nur durch Bekanntes lässt sich Unbekanntes verdeutlichen. Mit neu geschaffenen Worten, selbstgeprägten Begriffen, hätten die Väter eine Geheimlehre begründen können, aber sie hätten dem Bedürfnisse nicht entsprochen, dem sie dienen sollten, der christlichen Wahrheit Eingang zu verschaffen in die Gedankenwelt der gebildeten Kreise. Zu dieser Gedankenwelt lieferte seit langem die griechische Philosophie die vornehmsten Bestandtheile. Jetzt wurde sie das Medium für die Aufnahme christlicher Ideen.

Das war ihre weltgeschichtliche Mission. Was in den Küstenstädten Kleinasiens und Griechenlands begründet worden, was auf attischem Boden gereift war, was in Alexandrien unter dem Einflusse alttestamentlicher Ueberlieferung neue Keime getrieben hatte, — es hatte die Form bereitet für den Inhalt der Offenbarung. Schon im 5. Jahrhundert war von dem tiefsinnigen ephesischen Weisen die Lehre vom Logos ausgesprochen worden, der die Welt durchwaltenden göttlichen Vernunft. Neuerlich hatte Philo damit die Aussprüche des A. T. über das Wort und die personificirte Weisheit Gottes in Verbindung gebracht. Jetzt bediente sich das vierte Evangelium des Ausdrucks. Nach der Ueberlieferung ist es verfasst, um der in die Irre gehenden Speculation des Gnostikers Cerinthus die Wahrheit über Christus und sein Verhältniss zum Vater einerseits, zur Schöpfung andererseits gegenüberzustellen. Ich berühre die Frage der Inspiration nicht. Wie man sie auch entscheiden mag, das Eine bleibt bestehen, dass der Evangelist einen Terminus in die Christologie einführte, welchen die griechische Philosophie ausgebildet hatte.

Dass die zu so hoher Aufgabe berufene Philosophie als Ganzes wie in einzelnen Aufstellungen das Gepräge griechischen Geistes und die Färbung griechischer Nationaleigenthümlichkeit an sich trägt, muss als selbstverständlich zugegeben werden. Aber daraus folgt nicht, dass alle ihre Aufstellungen nur geschichtliche Bedeutung gehabt hätten. Vieles von dem, was im Gewande des Griechenthums zuerst ergriffen und festgesetzt wurde, ist zum dauernden Besitzthum der Menschheit geworden. Die dialektische Kunst der Sophisten und Rhetoren mag uns ein verächtliches Lächeln entlocken, wenn wir sie verdienter Vergessenheit entreissen, aber Aristoteles ist in der Logik der nie veraltende Lehrer der Jahrtausende geworden. Und wer

griechischer Metaphysik in Bausch und Bogen jeden bleibenden Wahrheitsgehalt abspricht, thut dies nicht, weil ihm überall ihre Abhängigkeit von geschichtlichen Factoren, von nationalen oder individuellen Denkrichtungen und Vorstellungsgewohnheiten durchsichtig wäre, sondern weil er der früher bezeichneten Sinnesweise huldigend über alle Metaphysik überhaupt den Stab bricht, und nur die unter bestimmten Gesichtspunkten unternommene Ordnung sinnfälliger Thatsachen als Wissenschaft anerkennt.

Das Irrige eines solchen Standpunktes, der den tiefsten Strebungen unseres Geistes nicht gerecht zu werden vermag, kann hier nicht des näheren dargelegt werden. Wo er ein Ergebniss positivistischer Denkweise ist, die sich an den Erfolgen der Erfahrungswissenschaft berauscht und darüber die Schwungkraft verloren hat, die uns über die Welt des Sinnfälligen hinausträgt, ist daran zu erinnern, dass Erfahrungswissenschaft, die sich über sich selbst besinnt, den metaphysischen Grund anerkennen muss, auf dem sie aufgebaut ist.

Gewohnheiten des Denkens lassen sich durch Argumente nur schwer überwinden, und vollends ist es unmöglich, einem ausserhalb des positiven Christenthums Stehenden den Glauben an seinen göttlichen Ursprung anzudemonstriren. Aber das war es ja eben, was gleich anfangs hervorgehoben wurde, dass eine Erörterung des Verhältnisses von Christenthum und griechischer Philosophie bedingt und bestimmt ist, durch das Verständniss und die Werthschätzung, die man von vornherein den beiden Gliedern dieses Verhältnisses entgegenbringt. Lasse man sich also nicht durch Darstellungen blenden, welche zeigen sollen, dass der ursprüngliche Kern des Christenthums von griechischen Zuthaten überwuchert worden sei, und die im zweiten oder dritten Jahrhunderte beginnende Theologie sich immer weiter von dem Geiste Christi entfernt habe. Es bedurfte des ganzen Aufwandes gar nicht, dieses Ergebniss abzuleiten. Dasselbe ist durch den Standpunkt der Verfasser schon vorweggenommen.

Verfolgen wir dagegen, was sich auf dem hier festgehaltenen Standpunkte über jenes Verhältniss ergibt, so war es des näheren ein Doppeltes, was die christliche Theologie der griechischen Philosophie entnahm. Das eine wurde schon genannt. Der Inhalt der Offenbarung fand dort Formen, in die er gegossen werden konnte, Ausdrücke, die ihn dem Zeitbewusstsein vermittelten. Aber die christliche Offenbarung schliesst zugleich einen Kreis von Wahrheiten ein oder setzt ihn voraus, welche für die Vernunft erreichbar und der

natürlichen Erkenntniss zugänglich sind: das Dasein Gottes und gewisse Attribute, die wir ihm beilegen müssen; die Abhängigkeit der Welt von seiner allumfassenden Ursächlichkeit, die vernünftige Natur des Menschen, Sittengesetz und Unsterblichkeit. Seit den Tagen des Anaxagoras hatte sich die griechische Speculation in wachsendem Maasse mit diesen Problemen befasst, Plato, Aristoteles und die Späteren hatten sie in zusammenhängenden Lehrgebäuden zu lösen versucht. Nicht überall waren sie zu befriedigender Erkenntniss vorgedrungen, und der gefundenen war vielfältiger Irrthum beigemischt. Aber der Elemente des Wahren und Richtigen und somit mit der durch das Christenthum gegebenen Weltanschauung Uebereinstimmenden waren doch so viele, dass den Kirchenvätern in rückschauender Betrachtung die Weisheit der Hellenen als eine Vorbereitung auf die in Christus offenbar gewordenen Fülle der Erkenntniss erschien; *παρουσία εἰς Χριστόν* nennt sie Clemens von Alexandrien. Und diese Wahrheitselemente besaßen in den Augen der christlichen Lehrer einen um so grösseren Werth, als sie dieselben, ohne sich Rechenschaft davon zu geben, ganz und gar im Lichte ihrer höheren und reicheren Erkenntniss betrachteten und sie damit völlig der christlichen Denkweise assimilirten.

Mit dem geschichtlichen Christenthum ist die Vorstellung von einer höheren, übersinnlichen Welt untrennbar verbunden. Die irdische Menschheitsgeschichte ist nur eine Episode in einem weit umfassenderen Zusammenhange; unsichtbare Fäden verknüpfen sie mit jenem höheren Dasein, und ihr letztes Ziel ist ganz und gar darin beschlossen. Auch der griechischen Philosophie war eine solche Vorstellungweise nicht fremd. Soll die Seele des Menschen zum Wissen gelangen, soll sie, was damit als gleichbedeutend gesetzt wird, im Denken das wahrhaft Wirkliche ergreifen, so muss sie sich, lehrte Plato, von dieser sinnlich-körperlichen, in steter Veränderung und unaufhörlichem Wechsel begriffenen Welt abwenden, um mittels der allgemeinen Begriffe die ewigen Ideen und in ihnen das eigentliche und wahrhafte Seiende, das Ungewordene und Beständige zu erfassen. Diese jenseitige Welt ist die Heimath der Seele, das Ziel für die Sehnsucht des Weisen.

Aber was sind zuletzt die Ideen, welche Plato postulirt und in dichterischer Begeisterung feiert? Die nüchterne Kritik muss bekennen, dass sie nichts sind als Hypostasirungen der Begriffe, hervorgegangen aus einer Verwechslung von bloßen Erzeugnissen unseres

Denkens mit einem Realen, ausser uns Befindlichen. Und so gibt schon Aristoteles die auf sich selbst gestellten, von den Dingen getrennten Ideen preis. Nachdem aber das Christenthum den Glauben an eine überirdische Welt geweckt, und in dem transscendenten, aber alle Vollkommenheit in sich schliessenden Gotte der höheren Erkenntniss, der auf dem Glauben sich aufbauenden *γνώσις*, der Gegenstand aufgewiesen war, gewannen die von Plato geprägten Formen einen Inhalt. *‘Ο ὄντως ὄν, ὁ μόνος ὄντως θεός, ἕσος αἰεὶ κατὰ τὰ αὐτὰ καὶ ὡσαύτως ἔχων, τὸ κάλλος τὸ ἀληθινόν, ὃ ἀρχέτυπόν ἐστι τῶν καλῶν* — der wahrhaft Seiende, der allein wahrhafte, stets sich vollkommen gleichbleibende Gott, die wahrhafte Schönheit, welche das Urbild alles Schönen ist — so, mit Ausdrücken, welche dem platonischen *Phaedrus* entnommen sind, erläutert Clemens Alexandrinus den christlichen Gottesbegriff. Es ist ein unbegreifliches Misverständniss, wenn in einer neuern Monographie die Behauptung auftritt, bei Clemens, der die von ihm gefeierte Gnosis durch platonische Ausdrücke erkläre, sie als die Wissenschaft des Denkbaren, der *νοητά*, bezeichne, fehle es, da er von den Ideen nicht rede, an einem Gegenstand für jene höhere Wissenschaft und Erkenntniss. Das Gegentheil ist der Fall. Die platonische Ideenwelt war eine bloße Fiction, ein Product hyperrealistischen Denkens. In Gott besitzt die vom Glauben erleuchtete Vernunft ein reales Object, in das sie sich betrachtend vertiefen kann.

Und noch nach einer anderen Richtung ging Plato's kühne Conception nicht verloren. Die Ideen sind freilich keine selbständigen Wesen, aber sie sind die vorbildlichen Gedanken Gottes, gleichsam die einzelnen Momente seiner auf die Welt bezogenen Weisheit. Sobald nur erst der Glaube an den persönlichen Gott, von dem Himmel und Erde abhängen, siegreich alle Nebel trüber und schwankender Vorstellungen überwunden hatte, war diese Umprägung der ursprünglichen Lehre ganz von selbst gegeben. Man vergass, dass sie je in einem anderen Sinne verstanden worden war. Dass die Ideen die Gedanken Gottes sind, gilt als Plato's eigene Meinung.

Seit den Tagen Heraklit's war der griechischen Philosophie die Erkenntniss aufgegangen, dass das Gesetz menschlicher Lebensführung nur ein Ausfluss aus dem allgemeinen Weltgesetze sei. Bei Aristoteles, so hoch man im übrigen seine ethischen Untersuchungen anschlagen muss, tritt diese Seite der Betrachtung zurück. Umso energischer kehren die Stoiker sie hervor. Aber ein Mangel bleibt auch

jetzt noch; man kann ihn den ästhetischen Charakter der antiken Ethik nennen. Das Gute gilt als das Geziemende, das Natur- und Vernunftgemässe; aber der Gedanke der sittlichen Verpflichtung fehlt. Er konnte nur da in voller Deutlichkeit und Kraft erfaßt werden, wo die Normen, die das menschliche Leben regeln, nicht auf eine unpersönliche Gesetzlichkeit, sondern auf den vernünftigen Willen eines heiligen Gesetzgebers zurückgeführt werden. Wo Clemens Alexandrinus auf das allgemeine Sittengesetz zu reden kommt, bedient er sich der stoischen Formulirung, aber um sogleich daran die Erinnerung an die Gesetzgebung auf Sinai zu knüpfen, wo Gott zu Moses sprach: „Der da ist, hat mich abgesandt!“

Ich verfolge diese Seite des Thema's nicht weiter, um noch einen Augenblick zum tiefsten Mittelpunkte des Christenthums, der Lehre vom menschengewordenen Gottessohne zurückzukommen. Nicht nur die Bezeichnung Logos hat die griechische Philosophie zum Ausdrucke dafür geliehen, sie hat auch die weiteren Begriffe geliefert, in denen die Auseinanderlegung des Geheimnisses und die Abgrenzung seines Sinnes gegen haeretische Misodeutung unternommen ward.

Dass er der Sohn des ewigen Vaters sei und zugleich Eins mit ihm, hat der Heiland selbst von sich bezeugt. Als es galt, diesen Unterschied in der Einheit und die Einheit in der Unterscheidung begrifflich zu formuliren, bot die griechische Philosophie hierzu die Termini von „Wesen“, „Person“ und „Natur“, *οὐσία, ὑπόστασις, φύσις*, und in dogmatischer Fixirung galt von nun an, dass Gott ein Wesen sei in drei Personen, dass im fleischgewordenen Logos die menschliche Natur von der göttlichen Hypostase getragen sei. Ich habe hier nicht mit denen zu rechten, welche alle derartige Fixirung verwerfen und dafür halten, dass ein jeder in dem Spiegel seiner Subjectivität den Reflex der Erscheinung Christi auffangen möge. Ich meine weder, dass durch dieselbe die Tiefen des Geheimnisses aufgeheilt seien, noch dass sie dem frommem Gemüthe mehr zu bieten vermöge als die eigenen Aussprüche Christi. Durchaus unbegründet aber ist es, zu behaupten, dass durch die gefundene Formulirung ein fremder Inhalt in den Sinn der ursprünglichen Zeugnisse hineingetragen worden sei. Sie selbst besitzt einen Inhalt ja nur durch diese Zeugnisse und führt nirgends darüber hinaus. Gerade hier tritt in hellster Deutlichkeit hervor, dass griechische Philosophie die Gefässe bildete, um den Schatz der christlichen Ueberlieferung darin aufzubewahren. In einer Sprache, die damals allen Gebildeten geläufig war, sprechen

die Dogmen, welche die christologischen Streitigkeiten der ersten Jahrhunderte zum Abschlusse brachten, dasjenige aus, was man innerhalb der Kirche von Christus und seinem Erlösungswerke glaubte und festgehalten wissen wollte.

Je vollständiger die Begründer der theologischen Wissenschaft ihre Aufgabe erfassten, desto weiter dehnten sie den Kreis der Probleme aus, die sie mit der Glaubenslehre in Verbindung brachten, desto grösser wurde damit auch die Zahl der Elemente, die sie sich aus der griechischen Speculation aneigneten. Nicht alles darunter ist zum unverlierbaren Bestandtheile geworden. War doch zur Zeit der Väter die griechische Speculation selbst noch in einer Fortentwicklung begriffen. In den Anfängen der christlichen Zeitrechnung war der Eklekticismus vorherrschend, zu welchem neben der platonischen Akademie vornehmlich die Stoa den Beitrag lieferte. Später wuchs aus mannigfachen Ansätzen und Einwirkungen, unter denen die jüdisch-griechische Philosophie am wichtigsten war, der Neuplatonismus hervor mit seinen weitausgesponnenen Begriffsdichtungen. Der Reflex dieser Entwicklung lässt sich bei den christlichen Denkern verfolgen. Die speculativen Elemente, deren sich die Apologeten des zweiten Jahrhunderts bedienen, zeigen eine andere Färbung, als diejenigen, welche die Späteren aus der Philosophie ihrer Zeit entnehmen. Dass auf den Geistesgang des grossen Augustinus die Schriften Plotin's einen bedeutsamen Einfluss ausgeübt haben, ist erst neuerlich wieder hervorgehoben worden. Aber auch in den Ansichten, welche dieser grösste unter den Kirchenvätern selbst vertritt, zeigen sich die Spuren dieses Einflusses. Es genügt, an jene Aeusserungen über die Herkunft der obersten Wahrheiten zu erinnern, auf welche sich später der Ontologismus mit Vorliebe zu berufen pflegte.

Dann kamen die Stürme der Völkerwanderung und die Jahrhunderte des Tiefstandes aller geistigen Cultur. Aber der Zusammenhang mit dem wissenschaftlichen Leben des Alterthums reisst darum nicht ab. Eine niemals unterbrochene Ueberlieferung verbindet auch auf dem Gebiete der Philosophie die Schulen des Mittelalters mit denen der früheren Periode. Es war ein Irrthum, wenn man sich die gesammte philosophische Thätigkeit bis hinauf in's zwölfte Jahrhundert ausschliesslich auf die Logik beschränkt dachte und nach Inhalt und Richtung bedingt durch einzelne wenige, dem Schulbetrieb zugrunde liegende Schriften späterer Logiker und Grammatiker. Schon die Beschäftigung mit den Kirchenvätern musste das Interesse an

metaphysischen Fragen wachhalten und die Bekanntschaft mit den Gedanken und der Ausdrucksweise nicht untergehen lassen, welche der griechischen Philosophie ihren Ursprung verdankten. Neuere Untersuchungen haben dann insbesondere auf den hervorragenden Beitrag hingewiesen, welchen Boëthius zu der dem Mittelalter zuströmenden antiken Tradition geliefert hat. Nur aus dem Vorhandensein dieser Tradition wird das Verständniss erklärlich, welches man den psychologischen, metaphysischen und ethischen Schriften des Aristoteles entgegenbrachte, welche dem christlichen Abendlande seit dem Beginne des dreizehnten Jahrhunderts bekannt wurden. Sie hatten einen weiten Weg zurückgelegt. Griechische Philosophen hatten sie zu den Syrern, diese zu den Arabern gebracht, aber so, dass mit dem Texte des Stagiriten zugleich die neuplatonische Auslegung verbunden war. Aus diesen Bestandstücken war bei den Arabern eine eigenartige, zugleich phantastische und spitzfindige reich entwickelte Speculation entstanden. Mit den Originalschriften des Aristoteles lernten nun die Scholastiker zugleich die Abhandlungen des Ibn Sina und die Commentare des Ibn Roschd kennen. Aber es gelang ihnen, durch Ausdeutungen und Umhüllungen hindurch zum reinen Verständniss des grossen Meisters vorzudringen. Und nun vollzieht sich nochmals eine innige Verbindung zwischen christlicher Theologie und griechischer Philosophie. Aristoteles ist der Meister der Wissenden, „*di color che sanno*“; von ihm lernt man insbesondere die scharfe Begriffsbildung, die rein verstandesmässige Untersuchung, den systematischen Aufbau. Mit wunderbarer Congenialität dringt Thomas von Aquin in seinen Geist ein und entwirft, gestützt auf die aristotelische Philosophie, seine Lehrschriften, die wir nicht nur noch heute bewundern, sondern aus denen wir heute noch lernen. Mit feinem Takte weiss er minderwerthige Elemente zu beseitigen, welche der bisherige Schulbetrieb mit sich geführt hatte; aller aus dem Neuplatonismus stammende Ueberschwang bleibt nun endgiltig zurück. Und mit unerreichter systematischer Kunst weiss er alles, was nur immer beachtenswerth in der gewaltigen Masse der Ueberlieferung erscheint, in das umfassende Gebäude christlicher Glaubenswissenschaft hineinzuarbeiten.

In Thomas von Aquin hat das Verhältniss von Christenthum und griechischer Philosophie seinen Höhepunkt erreicht. Man kann fragen, ob damit der geschichtliche Process endgiltig abgeschlossen ist?

Alles Menschliche ist der Entwicklung unterworfen. Was entsteht, sagt der Dichter, ist werth, dass es zugrunde geht. Ewig ist nur Gott und die unmittelbar von ihm kommende Wahrheit. Die vorangegangene Betrachtung hat gezeigt, dass nicht alles aus der griechischen Philosophie Aufgenommene ein dauernder Bestandtheil der kirchlichen Wissenschaft geblieben ist, sondern manches, was zeitweise Verwerthung gefunden hatte, wieder ausgeschieden wurde. Ohne irgend in Einzelheiten einzugehen, wird man sagen können, dass, je vollständiger das Aufgenommene von dem Boden losgelöst wurde, dem es ursprünglich entstammte, und von allen Nebengedanken geschieden, die dort damit verbunden sein mochten, desto inniger und fester die Verbindung mit der christlichen Lehre werden musste. Umgekehrt, was nur durch eine bestimmte Phase des griechischen Geisteslebens bedingt war, wenn es auch vorübergehend geeignet schien, der Lösung eines Problems zu dienen, wurde ausgeschieden und wird in Zukunft ausgeschieden werden, sobald der Fortschritt der Erkenntniss es als unzulänglich herausstellt. Die Formulirung der Dogmen wird keine Aenderung erfahren, wenn auch die Begriffe, in denen jene Formulirung geschehen ist, einstmals in griechischen Schulen geprägt wurden. Vorstellungen dagegen, welche nur an der Peripherie des christlichen Lehrinhalts standen oder stehen, unterliegen dem Wandel menschlichen Forschens und Denkens. Nicht alles, was im dreizehnten Jahrhundert mit begeisterter Zustimmung den Schriften des Aristoteles entnommen wurde, hat vor der wachsenden Naturerkenntniss der späteren Jahrhunderte stand halten können.

H. V. Ich bin am Schlusse meines, wie ich fürchte, schon allzulangen Vortrags. Ich habe eine geschichtliche Betrachtung anstellen wollen; dabei aber von meinem guten Rechte Gebrauch gemacht, diese Betrachtung vom katholischen Standpunkte aus vorzunehmen. Nun aber lassen Sie mich einen Gedanken aussprechen, der freilich über die rein geschichtliche Sphäre hinausführt, den mir aber die Beschäftigung mit dem Gegenstande unvermeidlich aufgedrängt hat. Was wäre bei dieser mannigfaltigen, andauernden und wiederholten Berührung mit griechischer Speculation, griechischem Tiefsinn und griechischer Spitzfindigkeit aus der christlichen Wahrheit geworden, wenn nicht die von Christus gestiftete Kirche sie unverfälscht bewahrt hätte? Die Geschichte der gnostischen Secten gibt uns die Antwort.